

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 48

Artikel: Die Wirtin zur Traube [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennerspoche in Wort und Bild

Nr. 48 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 28. November

Erster Schnee.

Von J. C. Heer.

Es ist ein traumhaft Wandern
Im ersten reinen Schnee,
Kein Baum spricht mit dem andern,
In dir nicht Lust noch Weh.

Doch geht mit dir verstohlen
In Socken leis und lind.
Auf zagen Zeh'n und Sohlen
Ein längst gestorbnes Kind.

Ein Kind im Grabgewande,
Und doch dir lieb und traut,
Als ob im Frühlingslande
Ihr wonnig euch geschaut.

Als ob dich einst im Lenzen
Sein Lächeln still entzückt,
Du mit der Kindheit Kränzen
Die Stirn ihm einst umschmückt.

Es sieht mit stummer Frage
Dir forschend ins Gesicht,
Dich grüßt die Jugendsage —
Nur sprechen kannst du nicht!

Leis löst vor ihren Blicken
Wie Traum aus grauer Nacht,
Was jemals an Geschicken
Dir Tag und Jahr gebracht.

Du kennst nicht mehr die Scheide
Von Leiden oder Lust,
Einträchtig ruhen beide
Im Frieden deiner Brust.

Laß schlafen eins beim andern,
Die Freude wie das Weh!
Es ist ein traumhaft Wandern
Im reinen ersten Schnee.

Die Wirtin zur Traube.

Novelle von Lisa Wenger.

3

Dorothee redete in einem fort auf ihn ein. Aber er hörte gar nicht recht hin. Er mußte sich das alles zurechtlagen. Das ging nicht so rasch.

„Ja, wahrhaftig, das wäre ein Glück! Und seine gute Bas Dorothee kannte er, die wollte nur sein Bestes. Und für sie war es ein Opfer. Herrgott, was würden sie im Dorf über sie lästern! Und über ihn erst! Er wurde feuerrot, wenn er nur daran dachte.

„Gelt, Alexander“, sagte die Wirtin.

Er sagte aufs Geratewohl ja, obgleich er nichts von dem gehört hatte, was sie geredet.

„Du bist tüchtig“, fuhr sie fort, „und fleißig. Ich gönn' dir's, daß du zu etwas kommst. Greif zu und nimm, was ich dir schenken will.“

„Aber, Bas, sie werden sagen, daß ich Euch ums Geld genommen habe.“

„Se nu, so sag: „Ja, natürlich, und die Traubewirtin hat es mir angeraten.“

„Aber sie werden sagen, daß ich —“

„Doch du auf meinen Tod wartest? He, sag ihnen, auf seiner Mutter Tod warte niemand.“

„Aber sie könnten Euch verspotten und sagen, Ihr habt einen jungen Mann gewollt.“

„Denen will ich schon das Maul stopfen und das Lachen von mir abwehren. Die Wirtin zur Traube kennt man im Land herum und weiß, daß sie nicht zu warten brauchte, bis sie neunundsechzig Jahre alt war, um einen Mann zu bekommen. Sie hätte längst einen haben können. Und glaub's, es wird mancher nur spotten, weil er die „Traube“ gern in seiner Kelter hätte.“

„Was werden die Verwandten sagen, Bas Dorothee? Sie werden Euch und mir die Augen auskratzen.“

„Das habe ich mir alles überlegt. Ich zahle ihnen aus, was von meines Mannes Familie her da ist und vermahe ihnen etwas im Testamente, daß sie mich nicht noch in die Ewigkeit hinein verfluchen. Damit werden sie wohl zufrieden sein, und für das andere sorgst du, wenn du einmal hier der Wirt bist.“

Wirt bist! Das war ein Wort. Wirt auf der „Traube“, dem schönsten Gasthaus weit und breit! Alexander klopfte das Herz. Er mußte ja der Bas auf den

Knien danken. Wenn das seine Mutter selig noch erlebt hätte! Er Traubenwirt!

„Was ist, Xandi, was meinst du? Leuchtet es dir ein?“

„Ja, Bas, wenn Ihr das wirklich für mich tun wollt — es ist ja gewiß ein großes Glück für mich, und ich nehm's gern an.“

„Siehst du, Xanderli, das ist recht. Das ist gescheit von dir.“ Sie streckte ihre gütige warme Hand aus und schüttelte die ihres Pflegeohnes kräftig. „Ich garantiere dir dafür, daß sie uns nicht lange hänseln. Das sagt sich schnell herum, wie's gemeint ist. Aber etwas, Alexander, möchte ich noch wissen, und du mußt es mir nicht ablehnen, daß ich danach frage: Es steht dir doch nicht etwa ein Mädchen im Kopf? Du hast doch keiner etwas versprochen? Denn dann könnte nichts aus der Sache werden. Das wäre nicht recht.“

„Nein, Bas Dorothee, wahrhaftig nicht. Ich habe wohl einmal eine gerne gesehen und gemeint, die Sache müsse erzwungen sein, aber die hat einen andern genommen.“

„Ich weiß, wer es war“, sagte die Wirtin. „Ammanns Rosa. Sie wollte höher hinaus. Und sie ist eine Böse. Die hätte dir das Leben sauer gemacht. Also das wäre kein Hindernis. Bis es dann etwa Ernst gilt und und du heiraten willst, werde ich wohl an einem andern Ort sein. Gar lang wird's nicht mehr dauern. Wir in meiner Familie sterben alle zwischen sechzig und siebzig.“

„Aber, Bas Dorothee!“ rief Alexander, der seine Pflegemutter herzlich liebte.

„Ich meine nur. Von wegen dem Warten. Wenn du also denkst, die Heirat sei dir nicht vor deinem Glück und auch sonst einverstanden bist, so wollen wir es bald richtig machen. Verschlaß's noch einmal. Und dann greif zu, Xanderli.“

* * *

Es gab nicht Stunden genug im Tag, um das unerhörte Ereignis nach Gebühr zu besprechen. Eine so gute Gelegenheit, ihre berühmte Kunst, das Witzemachen auszuüben, hatten die Leute des Appenzeller Dörfleins lange nicht gehabt. Sie nutzten sie gehörig aus.

Es wurde gelästert und verleumdet, gelacht und gespottet. Vor den Fenstern der Traubenwirtin tanzten die Kinder und sangen, von den Alten aufgeheizt:

„Onsri Jungfer Dorothee

Mit de lange Füeße

Isch siebe Dohr im Himmel gsi,

Het wieder abe müeße!“

Aber die Angesungene guckte vergnügt durch die Scheiben und nickte den Kindern zu, was diese so verblüffte, daß sie abzogen.

Man versuchte es auch, des seligen Wirts Verwandte aufzuheben, aber die schwiegen knurrend, denn von ihrem mehr oder weniger anständigen Benehmen in dieser Sache hing die Größe der Summe ab, mit der sie bedacht werden sollten in Dorothees Testament.

Als es bekannt geworden, daß die alte Frau Dörig den Alexander heiraten wolle, hatte man die „Traube“ geradezu überlaufen, um das seltsame Brautpaar zu sehen. Aber die Schadenfrohen und die Neugierigen wurden enttäuscht. Alexander ging wie sonst zwischen den Gästen hin und her,

und die Wirtin saß so ruhig und friedlich am Fenster wie immer, leitete die bedienenden Mägde und gab freundlich Antwort auf jede Frage, auch auf die spöttische nach ihrem Bräutigam.

„Vacht nur“, sagte sie behaglich, „ihr werdet schon wieder aufhören. Es gab kein anderes Mittel, um dem Alexander kurz und gut zur „Traube“ zu verhelfen. Jetzt bekommt er sie. Habt Ihr etwas dagegen?“

Wenn sie auch viel dagegen hatten, so sagten sie es doch nicht. Einer nach dem andern schwieg. Die Sache war zu einfach.

Alexander wehrte schärfer ab. Er hatte eine kurz-angebundene Art. Man kam ihm nicht leicht näher und kam nicht weiter mit ihm. Zuletzt ließen sie von ihm ab, teils weil er sich nicht necken ließ, teils weil er die „Traube“ erheirate und ein reicher und angesehener Mann wurde.

Von einer kirchlichen Trauung wollte die Dorothee nichts wissen.

„Wir wollen uns nicht zum Narren machen lassen“, sagte sie. Und als sie vor dem Standesbeamten stand und er ihr die übliche Rede halten wollte von den Pflichten der Eheleute, wehrte sie freundlich ab. „Das braucht es bei uns nicht, Friiz Inäbnit, ich danke Euch. Wir wollen nur unterschreiben.“

Nachher aber war eine große Festlichkeit in der „Traube“, und wer Lust hatte zu kommen, war eingeladen.

Mitten in den schmausenden, schwatzenden, lärmenden Gästen saß die alte Frau Dorothee so aufrecht und vergnügt wie eine Junge.

Und wenn auch Dutzende von kraushaarigen, dunkeläugigen Appenzellern mit ihren Schalksgesichtern und ihren kleinen Löffeln in den Ohrläppchen um den Tisch herumsaßen, und wenn auch die schwarzen Augen der hübschen und feinen Appenzellerinnen unter ihren Schmetterlingsflügeln glänzten, so hielt Dorothee doch mit ihrem schneeweissen, dichten, gewellten Haar und den klaren, guten Augen den Vergleich wohl aus.

Prächtig geschmückt saß sie da, wie sie es der „Traube“ schuldig war. Die schweren sechsfachen silbernen Ketten hingen ihr über die blauseidene Schürze bis zum Saum hinunter, der schwarze, enggefältelte Rock war aus schwerstem Kaschmir, die Haube aus Goldbrokat und die Flügel aus echten Spitzen. Es war eine Freude, die Wirtin anzusehen.

Sie tat allen Bescheid, die mit ihr ansteckten, und lachte kräftig bei den Witzen des lustigen Bölkens.

Als aber die große Bassgeige zu surren anfing und die Violinen die Melodie dazu kreischten, sagte sie zu Alexander: „Jetzt hab' ich genug und gehe hinauf. Macht euch noch recht lustig alle miteinander.“

Und das geschah. Bis vier Uhr morgens tanzten sie, und der junge Traubenwirt gab den Musikantern ein Extratrinkgeld, weil sie so schön aufgespielt hatten.

III.

In der „Traube“ blieb nach der Hochzeit alles beim alten. Nur daß die Wirtin zu den älteren Dienstboten nicht mehr vom „Xanderli“ und zu den jüngeren nicht mehr von „Herrn Alexander“ sprach, sondern vom Herrn. Er nannte sie Bas Dorothee nach wie vor und vergab

es nicht, daß die „Traube“, so lange die Wirtin lebte, ihr gehörte.

So verging ein Jahr und vergingen zwei und noch einmal zwei. Die Bas war so rüstig wie immer. Die Treppen stieg sie etwas mühsamer hinan und mußte stark atmen, wenn sie durchs Dorf ging, aber sonst hatte sie über nichts zu klagen.

Die „Traube“ behielt ihren alten Ruf und machte sich neue Freunde, denn Alexander verstand seine Sache. Er hatte der Wirtschaft eine Fuhrhalterei angefügt, Ställe und Remisen gebaut, und seine Wagen waren so gesucht von Einheimischen und Fremden, daß er oft kein einziges Pferd im Stall stehen hatte. Arbeit gab es daher genug, und er brauchte für den Schlaf nicht zu sorgen.

Darüber vergingen wieder zwei Jahre. Dorothee hatte ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert.

„Es ist merkwürdig, daß ich noch lebe, Xanderli“, sprach sie ihre Verwunderung darüber aus. „In unserer Familie sterben sonst alle zwischen sechzig und siebzig. Ich bin jetzt die erste, die darüber hinaus lebt. In Gottes Namen.“

„Umso besser, Bas Dorothee“, sagte Alexander.

„An einem schönen und nicht zu heißen Freitag fuhr eine Reihe Wagen über Land. Einer von der Wirtin Neffen hielt Hochzeit und machte mit seinen Gästen die übliche Ausfahrt. Die „Traube“ hatte die Wagen geliefert, und einen derselben fuhr Alexander selbst.“

Neben ihm saß der Hochzeiterin jüngste Schwester. Sie lachte und plauderte, und das Schnäbelchen stand ihr keinen Augenblick still. Alexander sah von seinem erhöhten Sitz auf sie herab und lächelte. Seiner stillen Art war die ihre fremd, aber sie gefiel ihm.

Überhaupt gefiel ihm das ganze Mädchen. Sie hatte blaue Augen, und ihre Haare schmiegten sich weich um

das feine Gesicht, über dem zwei Spitzenflügel schwankten, als wolle das zierliche Ding davonfliegen.

Er dachte bei sich, daß es wohl nichts Hübscheres und Gefälligeres geben könne als eine Appenzellerin in der Festtracht.

Und sie dachte, daß es doch recht schade sei um den jungen, schlanken Menschen neben ihr, daß er eine so alte Frau habe. Das passe doch auch gar nicht zusammen. Was er denn eigentlich vom Leben habe?

Es war schön, so im Sonnenschein durch das herrliche Appenzellerland zu fahren. Die smaragdgrünen Matten leuchteten unter dem blauen Himmel, und die braunen Häuschen mit den weißen Fensterrahmen und dem Birnbaum auf der Vorderseite sahen so sauber und ordentlich aus, als hätte man sie aus einer Schachtel genommen und zum Spielen aufgestellt. Im Vorüberfahren leuchtete hier und da die rote oder blaue oder gelbe Schürze einer Stickerin, die mit ihrer zierlichen Arbeit vor der Türe saß, oder kam ein lustig pfeifender Sennenhund daher mit der roten Weste und der Ledermütze, das schwere Räf mit Käse auf dem Rücken, die Augen voll Schelmerei und den Kopf voll krauser Haare.

Der Hochzeitsgesellschaft ging mehr und mehr das Herz auf. Einer der jungen Bursche fing an übermütig zu singen, Schelmenlieder, wie sie im Appenzell gang und gäbe sind. Die Mädchen fielen ein, und hell klängt über das Land:

„Lustig, wil mer ledig sünd,
Es wird is scho noch schränke,
Wenn sibni in der Wiegle sünd,
Und achtli uf de Bänke!“

Die Alten lachten dazu und sagten, so schlimm sei es nur selten, und die Sänger sollten sich darum das Heiraten nicht verleiden lassen. (Fortsetzung folgt.)

Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871.

Die Hauptmasse der französischen Ostarmee war am 1. und 2. Februar auf Schweizerboden übergetreten. Nur ein kleiner Teil war dem verfolgenden General Manteuffel über Morzé nach Südfrankreich entwischt. Ein glücklicher Umstand kam den 700 Entlebuchern, die bei Auberdon-St. Croix die 25.000 einmarschierenden Franzosen entwaffneten, bei ihrer schwierigen Arbeit ganz besonders zu Hilfe. Die Straße vom französischen Grenzort Les Fourgs nach der Schweizergrenze führt durch einen Tannenwald, der damals tief verschneit war. Dieser Umstand machte eine Umgehung der Schweizertruppen unmöglich. Diese wäre von der Reiterei angesichts des schwachen Grenzschutzes gewiß ver sucht worden, wenn die Grenze hier ein offenes Feld gewesen wäre.

Wie sah nach den denkwürdigen zwei Februartagen die Gegend dort aus? Da wo die Straße die Grenze betritt, waren links und rechts am

Wegrande zwei Lanzen eingesteckt, auf der einen der Helm eines französischen Cürassiers, auf der andern eine preußische



Von der Grenzbefestigung 1870/71: Transport der Gewehre der französischen Ostarmee.